

Der "verwilderte Garten" als zweite Wildnis - Abschied vom Gegensatz Natur versus Kultur¹⁾

Sabine HOFMEISTER

1. Verwildeter Garten

Jedes Jahr, wenn ich im Spätsommer nach längerer Abwesenheit in meinen - südlich der Alpen gelegenen - Garten zurückkehre, wünsche ich mir eine Machete, um mich durch die üppige Vegetation hindurch zu dem in Efeu und Glyzinie gekleideten Häuschen durchschlagen zu können. Letzten Sommer begrüßte mich meine Nachbarin mit den Worten: "Eine schöne Wildnis ist das hier!" Die Doppeldeutigkeit dessen, was sie sagte, war mehr als offenkundig: Mein ausladend wuchernder kleiner Garten schien in ihren Augen kein rechter *Garten* zu sein. Was andernorts mit viel Aufwand und für viel Geld aufgesucht und bewundert wird, gilt in einem Urlaubsort an einem norditalienischen See - dort, wo sich die Landschaft in den letzten Jahrzehnten flächendeckend in ein Mosaik aus "pflegeleichten" Gärten (verschiedene Typen der Kombination: immergrüne Gehölze plus Palme plus Kamelie plus Zierrasen) verwandelt hat -, als eine eher anstößige, Nachbarschaftskonflikte heraufbeschwörende Angelegenheit. Und so schwang in den Worten meiner Nachbarin, speziell mit dem Adjektiv "schön", unüberhörbar mit, was sie wohl sagen wollte: "*Schöne Bescherung - das hier!!!*".

Während ich mich also - ohne eine Machete, doch ausgerüstet mit Säge und Gartenschere - durch meine zwar sorgsam angelegte, aber durch die Natur- und Kulturzeiten der letzten Monate hindurch außer Rand und Band geratene "Miniatur-Wildnis" hindurchschnitt, ging mir diese Begrüßung in ihrer Doppeldeutigkeit nicht aus dem Kopf. Und so kam mir die Idee, meinem Beitrag den Titel "Der verwilderte Garten" zu geben: Die wenigen Quadratmeter meines südlichen Gärtchens sind, wie ich meine, ein ideales Bild für das, was uns im ausgehenden 20. Jahrhundert zu unserer "Natur" geworden ist (siehe Abb. 1).

2. Die zweite Wildnis

Ja. Der zu einer "Wildnis" ausgewachsene Garten ist eine Metapher für das *gesellschaftliche* Verhältnis zur Natur im Ganzen: Die ökologische Natur, soweit sie zu einem "Garten" - also zu einem *Produkt* sozio-ökonomischer Entwicklung - geworden ist, ist uns noch *fremd* geblieben. Soweit dieses

Naturprodukt jedoch schon zu "verwildern" beginnt, kommt es uns immer *näher*. Die Natur tritt uns in Gestalt von anscheinend "ökologischen" Krisenphänomenen gegenüber, und sie beschert uns immer häufiger "Schönes": Hochwasserkatastrophen, Lawinen und Dürren, Chemikalien in Lebensmitteln und polychlorierte Biphenyle in der Muttermilch, Hautkarzinome in Folge erhöhter UV-B-Strahlung und den sogenannten Rinderwahnsinn, in dem sich der Wahnsinn industrieller Massentierhaltung spiegelt - und andere "schöne Bescherungen" Krisenherde und Katastrophen, von denen wir nicht mehr sagen *können*, ob es sich um Naturkatastrophen oder um "Kulturkatastrophen" handelt. Die ökologische Natur, die wir entlang der ökonomischen Praxis der Industriegesellschaft umgestaltet haben - die wir in diesem Sinne in einen "Garten" umgeformt haben -, verkehrt sich *gegen* uns in eine grausame und gefährliche Wildnis: in eine Wildnis, die allerdings etwas *anderes* ist als die einst gefürchtete Ur-Natur, eine *zweite Wildnis*. Der (ersten) Wildnis gleichend gerät diese wild gewordene "Natur", weil sie in ihrer historisch gewordenen Form (als "Garten") bis heute *unverstanden* geblieben ist, zu etwas Unberechenbarem, Fremdem und Beängstigendem.

Die *zweite Wildnis* entsteht als *Folge* einer expansiv und gewalttätig in die (erste) Wildnis eindringenden Wirtschaftsweise. Wie sie entsteht, zeigen u.a. die jüngst bekannt gewordenen Forschungsergebnisse zur Herkunft der Immunschwächekrankheit AIDS.

Entlang der Geschichte des um seinen Lebensraum beraubten, gejagten und getöteten *Pan troglodytes troglodytes*, einer inzwischen vom Aussterben bedrohten Schimpansenart im westlichen Zentralafrika, wird sichtbar, auf welche Weise zweite Wildnis *geschaffen* wird. Und diese Geschichte erzählt via Television und Internet auch von den *Schrecken* der zweiten Wildnis: Wenn die Forscher und Forscherinnen um Beatrice Hahn, University of Alabama in Birmingham (USA) recht behalten²⁾, so ist die grauenvolle Erkrankung, an der gegenwärtig mehr als dreihundert Millionen Menschen auf der Erde leiden³⁾, nichts anderes als das Ergebnis einer unheilvollen physischen Verbindung zwischen Affe und Mensch - ein Ergebnis, das eine gewaltsam in die (wilde) Natur eindringende Gesellschaft hervorgebracht hat: Erst die fortschreitende Abholzung

1) siehe Anmerkungen am Ende des Artikels



Abbildung 1

"Gartenpflege"

(Foto: Petra Wolf, Berlin)

zuvor unzugänglicher Wälder hat die massenhafte Jagd auf *pan t. troglodytes* ermöglicht⁴⁾. So wurde der Affe zu einer Ware: Sein Fleisch wird auf Märkten und in Restaurants zu Höchstpreisen gehandelt. Mit der Geschichte des bis zur Ausrottung seiner Art fortgeschrittenen Mordes an dieser Schimpansenart aber begann *zugleich* auch die Geschichte der für *homo sapiens* mörderischen Krankheit AIDS. Wie diese Geschichte ausgehen wird, ist noch ungewiß. Doch werden mit der Entdeckung zur Herkunft des HI-1-Virus Hoffnungen auf einen Impfstoff verbunden. Denn im Unterschied zum Menschen ist *pan* immun gegen das Virus - er hat in einigen hunderttausend Jahren gelernt, mit ihm zusammenzuleben. *Deswegen* darf er jetzt darauf hoffen zu überleben. Was aber wäre aus unseren Hoffnungen auf eine künftig positive - ja, vielleicht sogar heilsame Verbindung mit dem Affen geworden, hätten Menschen die *letzten* Individuen der Art *pan t. troglodytes* schon aufgegessen? Im Falle des Wildnisphänomens AIDS (ein Phänomen, das für die von der *zweiten* Wildnis ausgehende Grausamkeit beispielhaft ist) mag es noch eine Option auf "Zähmung" geben - eine Option, die wir in bezug auf andere Wildnisphänomene, wie beispielsweise die Folgen der globalen Klimaveränderung, die anthropogen erzeugte Radioaktivität und die Desertifikation von Böden, womöglich schon verschenkt haben.

Die Metapher des "Verwilderten Gartens" verweist auf diese zweite Wildnis: auf die durch die ökonomische Praxis der Industriegesellschaft hindurch veränderte, phänomenologisch als "Umweltkrise" wahrgenommene ökologische Natur. Die zweite Wildnis bildet sich aus als eine uns unbekannte, als eine "unheimliche" Natur. Hiervon ausgehend *ist* sie Wildnis. Zugleich aber ist zweite Wildnis auch eine direkte Verkehrung dessen, was uns Wildnis (bisher) gewesen war: Die Wildheit dieser als Folge unserer eigenen ökonomischen Praxis erst entstandenen "Natur" beruht gerade *nicht* darauf, daß sie das (noch) unverstandene Äußere - das *andere* - ist, sondern daß sie als *Binnennatur* nicht verstanden wird.

3. "Es gibt kein *Draußen* mehr ...
Wenn es noch eine Freiheit gibt, muß sie
drinnen zu finden sein."⁵⁾

Was wir noch für Natur als das andere, das *Gegen-*teil zur Gesellschaft halten - und daher als unsere "Um-Welt" ansprechen, ist längst schon *Teil* der sozialen und ökonomischen Welt und in dieser Bedeutung "Innen-Welt" geworden. Die ökologische Natur ist physisch schon umfassend auch das Produkt der Industriegesellschaft und ihrer Wirtschaftsweise. Durch die Entwicklung des Indu-

striesystems hindurch ist sie immer tiefgreifender verändert und umgestaltet worden. Wir haben die Natur auf diese Weise zu unserem Garten gemacht⁶⁾. Weil die Industriegesellschaft und ihre Ökonomie dies jedoch nicht bemerkt haben und ihrer Aufgabe als "Gärtnerinnen" nicht nachgekommen sind, bringt diese Gesellschaft ihre "Natur" als einen zunehmend *verwildernden* Garten hervor - als einen Garten, der schließlich auch vor dem "Haus" keinen Halt mehr macht: Dieser Garten droht das soziale Haus zu überwuchern und es (womöglich gar) zu ersticken ... Unser eigener Garten gerät vor unseren Augen, aber hinter unseren Rücken zu einer zweiten Wildnis. Er wird uns gefährlich.

Die Vision, die sich in dem Bild vom "Verwilderten Garten" Ausdruck verschafft, ist desillusionierend, sie ist (im Wortsinn) *ent-täuschend*: Die *wilde* Natur - soweit damit eine "unberührte", äußere, den Menschen und ihren Gemeinschaften noch tatsächlich gegenüberstehende Natur, gemeint ist - gibt es nicht mehr. Diese Natur mag inzwischen nur noch in Kommoden zu finden sein - in den alten Kommoden aus Eichenholz, in denen wir die dicken, verstaubten Bände mit den Geschichten und Legenden von finsternen Wäldern, bösen Wölfen, Feen und Elfen, Hexen und Dämonen aufzubewahren pflegen. Die neue, die *zweite* Wildnis hingegen kommt in Gestalt von Lawinen-, Hochwasser- und Dürrekatastrophen, von sterbenden Wäldern, sterilen Organismen, Reaktor- und Chemieunfällen daher⁷⁾.

Wir leben in einer Welt, in der es kein Draußen, keine vom Menschen und seinem Wirken "unberührte Natur" und in diesem Sinne keine wilde Natur

mehr gibt. Wir leben in einer Welt, in der das Prinzip "*Stadt*", die Moderne, die Zivilisation an sich kein Ende mehr hat. *Außerhalb* dieser Zivilisation gibt es jetzt keine Freiheit mehr - wohl oder übel müssen wir jetzt *drinnen* nach der Freiheit suchen (HOEG 1997, 95) - nach derselben Freiheit, die uns bisher ein Versprechen war, das wir der *wilden* Natur abgerungen hatten. Auf der Suche nach grenzenloser Freiheit *von* der Natur haben wir die *freie* Natur als (erste) Wildnis mehr und mehr ausgegrenzt und schließlich ausgelöscht. *Diese* Wildnis ist uns auf dem Weg einer expansiv *in* die Natur eindringenden Ökonomie real verlorengegangen. Die Metapher des Gartens - so ent-täuschend, wie sie ist - scheint der entlang des gesellschaftlichen Naturverhältnisses des Industriesystems erzeugten Realität der Ökosphäre recht nahe zu kommen ...

Ich gehe von der Überzeugung aus, daß das Phänomen Wildnis (in der Bedeutung "erster" Wildnis), mit dem wir eine *sich selbst überlassene* Naturlandschaft assoziieren - eine Landschaft, die in ein Gegensatzverhältnis zu Kultur und zur Kulturlandschaft gesetzt wird -, als physisch-materieller Gegenstand real nicht mehr existiert. Damit schließe ich mich der u.a. von Roderick NASH⁸⁾ vertretenen Auffassung an. Auf Grundlage dieser Überzeugung hat NASH auf die *Vieldimensionalität* des Wildnisbegriffs aufmerksam gemacht und zur Verbreitung des Wildnisgedankens in den USA entscheidend beigetragen⁹⁾. Doch was wir jetzt als "Wildnisgebiete" zu erhalten und durch Nutzungszonen vor der Zivilisation abzuschirmen suchen, sind gerade nicht mehr "reine" Naturprozesse.



Abbildung 2

Köln unter Wasser (Quelle: FRITZLER 1997, 10)

Durch die Entwicklung des Industriesystems hindurch hat sich das Verhältnis von Kultur zu "Natur" dem Anschein nach geradezu umgekehrt. Wie gleicht doch die Stilisierung der agrarwirtschaftlich geformten Landschaft, wie sie durch das Thünensche Modell der "Kreise" noch im 19. Jahrhundert beschrieben und der ökonomischen Standorttheorie zugrunde gelegt worden ist (VON THÜNEN 1826, vgl. Abb. 3), der stilisierten Abbildung des Nationalparks Bayerischer Wald (Abb. 4): Während sich im ersten Modell die Nutzungstypen als "Kreise" um die Stadt als Mittelpunkt herum organisieren und *frei* lassen, was außerhalb der Nutzungszonen liegt, verhält es sich im zweiten Modell (Nationalpark) genau umgekehrt: Jetzt wird das "Wildnisgebiet" zur Kernzone - wieder abgeschirmt von den es umgebenden Nutzungszonen als "Kreise" (Abb. 4). In derselben *dichotomen* Vorstellung verankert hat sich das Natur-Kultur-Verhältnis unter *umgekehrten* Vorzeichen reorganisiert: Die agrarwirtschaftliche Praxis der vor- und frühindustriellen Ökonomie ließ frei, was außerhalb der Stadt und der sie umgebenden Nutzungszonen lag (HARRISON 1992). Hier begann die Wildnis. Jetzt wird "Wildnis zu einer Kulturaufgabe" (JESSEL 1997, 9 ff.) - zu einer "Managementaufgabe" - "Wildnis" ist die Kernzone, und um sie herum werden Nutzungszonen ausgewiesen, die gekennzeichnet sind durch nach außen hin *zunehmende* Nutzungsintensitäten. Die Stadt - besser: das Prinzip "Stadt" - ist das, was außerhalb des Nationalparkgebietes liegt: Hier beginnt die *zweite* Wildnis.

Doch der Schein trügt: Innen wie außen finden wir *Naturkulturgebiete*. Auch die sich in der Kernzone des Nationalparks vollziehenden ökologischen Prozesse sind keine "reinen" Naturprozesse mehr. Es sind gesellschaftliche Naturverhältnisse (WEHLING 1997, 44 ff.): Sie sind das Ergebnis eines (bisher) wenig harmonisch verlaufenden Koevolu-

tionsprozesses eines ineinander evolvierenden Prozesses - von Natur und Kultur. Unter *diesem Aspekt* unterscheiden sich die ökologischen Prozesse in einem Nationalpark nicht von den physischen Prozessen im Stadtzentrum. An beiden Orten finden wir eine prozeßhafte *Verbindung* von Natur und Kultur, in der sich die Anteile von beidem nicht voneinander trennen lassen - sie lassen sich auch analytisch nur schwerlich isolieren. Von dieser Überlegung ausgehend steht zwar das der Schutz-kategorie "Wildnisgebiet" zugrunde gelegte Grundverständnis (Anmerk. 10) in Frage, doch die mit dieser Kategorie verbundene *Idee des Prozeßschutzes* nicht. Im Gegenteil: Gehen wir von der Überzeugung aus, daß der gesellschaftliche Umgang mit der ökologischen Natur sich entlang des *dichotomen* Verhältnisses Natur versus Kultur organisiert hat (und noch organisiert) und daß es gerade diese dichotome Organisation gesellschaftlicher Naturverhältnisse ist (WEHLING 1997), auf der die *nicht* nachhaltige Wirtschaftsweise sich entfaltet hat, ist prozeßorientierte Protektion, wie sie konzeptionell der Nationalparkidee zugrunde liegt, sogar unerläßlich¹¹⁾. Dabei gilt es jedoch im Auge zu behalten, daß auch durch Verzicht auf eine direkte Nutzung von Naturräumen keine anthropogen *unbeeinflussten* Gebiete mehr entstehen können: Was die Kernzone eines Nationalparks mit dem Stadtzentrum verbindet, ist, daß sich - wenngleich die Gesellschaft beides auch sehr verschieden ausgestaltet hat - Natur und Kultur zu einer *physischen Einheit* schon ausgebildet haben und daß dieser Entwicklungsprozeß *irreversibel* ist. Das aber heißt, die zweite Wildnis ist hier *und* dort, sie ist überall. Sie ist nicht begrenztbar - weder im Raum noch in der Zeit.

Wer also glaubt, daß durch die industrielle Entwicklung hindurch die unbeherrschte, unberechenbare, "wilde" Natur endlich unter Kontrolle sei - daß sie

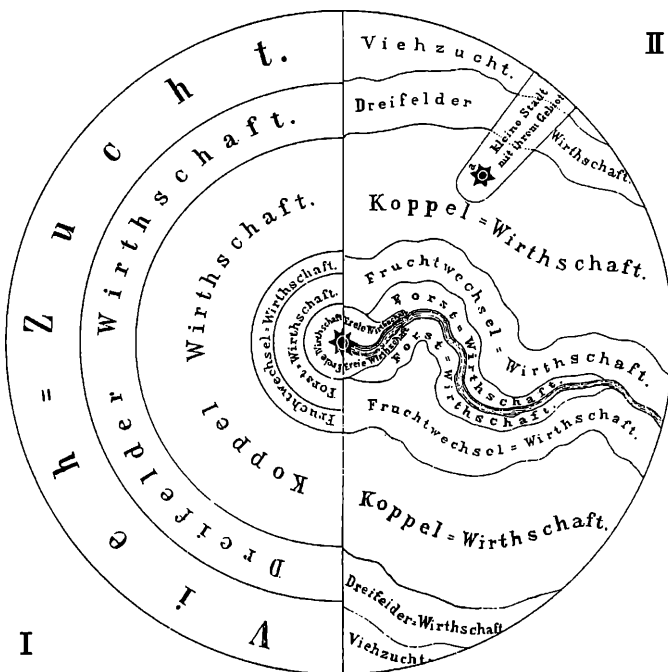


Abbildung 3

Die Thünenschen Kreise
(HÖNSCH et al. 1986, 47)

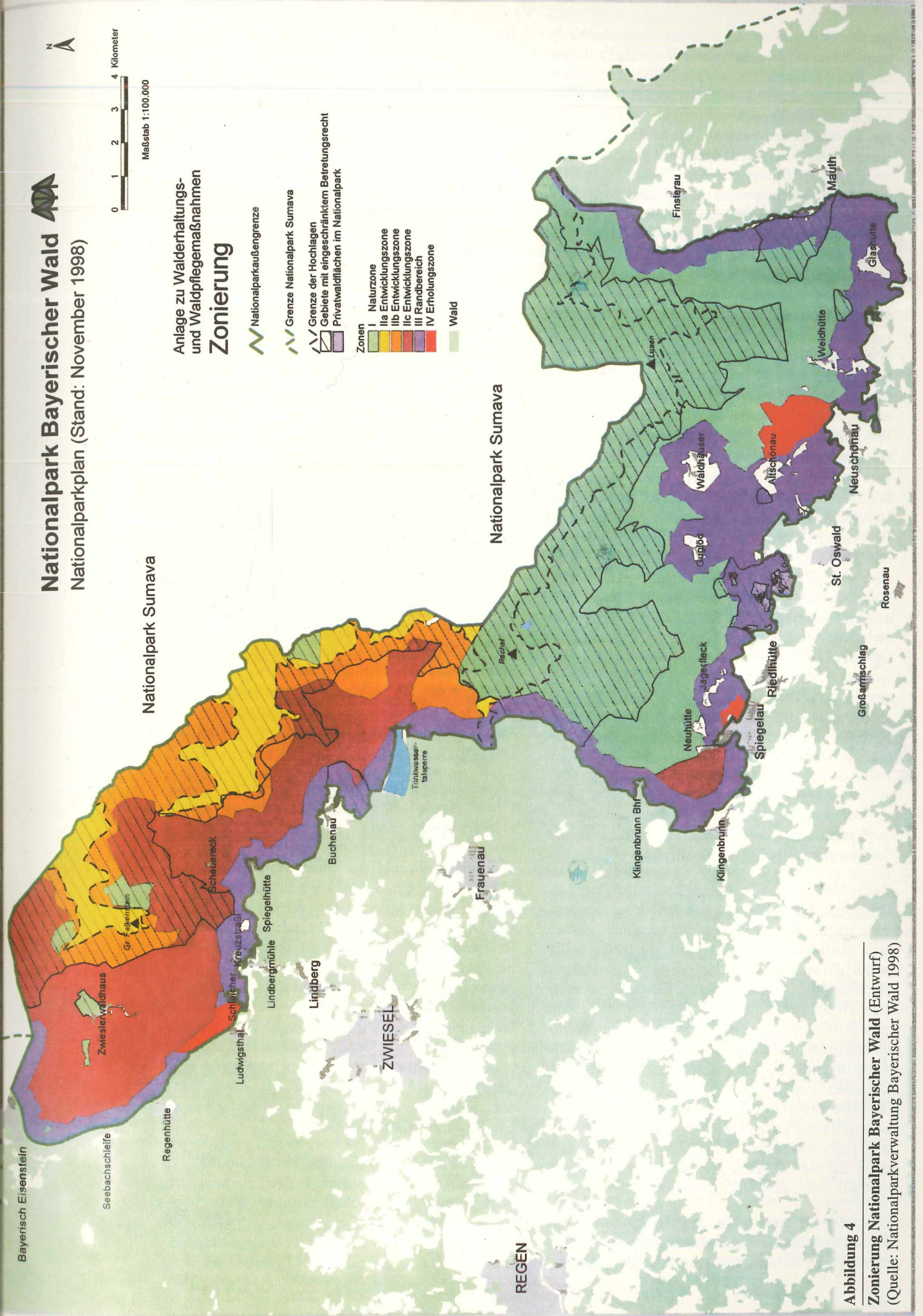


Abbildung 4
Zonierung Nationalpark Bayerischer Wald (Entwurf)
(Quelle: Nationalparkverwaltung Bayerischer Wald 1998)

ein für allemal hinter die sicheren Zäune der Nationalparks und Zoologischen Gärten verbannt wäre-, der irrt. Die durch die industrielle Produktion ausgelöste *Kontraproduktivität* der Natur, die neue, die *zweite Wildnis* kommt mit ungeheurer Gewalt in das soziale "Haus" zurück. Während sich der wild gewordene "Garten" mit Macht Eingang verschafft während er Mauersteine auseinanderbricht und durch alle Ritzen des sozialen Hauses eindringt -, machen wir es uns noch *bequem* in "unserem Haus". Wir wohnen uns hier gar noch in Sicherheit vor der Natur. *Und in dieser bequemen Haltung sind wir ihr tatsächlich ausgeliefert*: Die dichotome Vorstellung von einem *gegensätzlichen* Verhältnis Natur versus Kultur, das uns durch die expansive ökonomische Entwicklung des Industriesystems hindurch allzu *selbst*-verständlich geworden ist - das dem gesellschaftlichen Handeln unbewußt und unhinterfragt vorausgeht - verschließt uns noch den Blick auf die zweite Wildnis als eine *Binnenwildnis* - eine Wildnis, die um nichts weniger Ausdruck der *unverstandenen* Natur ist, wie die (erste) Wildnis auch. Wie Rolf HAUBL (in diesem Band) zeigt, steht Wildnis für das Fremde, das Auszugrenzende und Verdrängte in der Kultur. In der von mir diskutierten Bedeutung als zweite Wildnis steht das Wilde ganz und gar analog für das *gesellschaftlich* Unverstandene, Fremde - für das verdrängte *Produkt der Industriegesellschaft*: Weil wir die auf der physisch-materiellen Ebene schon eingegangene *Verbindung* zwischen ökologischer Natur und menschlicher Ökonomie nicht *wahr*-nehmen (wollen), bemerken wir die von dieser Verbindung real ausgehende Gefahr gar nicht erst. Das Paradigma von der Natur als der anderen, der Fremden bestimmt noch immer unser Denken und Handeln - vor allem das *ökonomische* Denken und Handeln.

4. Verankert im Gegensatz Natur versus Kultur und "erfolgreich": das ökonomische System der Industriegesellschaft

Betrachten wir das ökonomische System der Industriegesellschaft, wie es sich in den letzten zweihundert Jahren herausgebildet hat, so entdecken wir eine merkwürdige Diskrepanz: Dieselbe Wirtschaft, die auf der Ebene der *Geldökonomie* viel von Nachhaltigkeit versteht - die auf dieser Ebene buchstäblich bis auf den letzten Pfennig bilanziert und ersetzt, was an monetär bewertetem Kapital verlorengelassen und hinzugekommen ist - hat gleichzeitig ihr ökologisches Vermögen als ein *konstantes* Guthaben vorausgesetzt¹²⁾: als ein Guthaben, das für "alle Zeiten" verfügbar ist. Mit Blick auf ihre *physisch-materiellen* Grundlagen hat diese Ökonomie (inzwischen läßt wohl sich sagen, geradezu naiv) auf die Fähigkeit der ökologischen Systeme vertraut, sich *selbst* zu reproduzieren.

Dies ist die Ursache dafür, daß dieselbe Wirtschaft, die auf *geldökonomischer* Ebene bislang noch immer Erfolge für sich verbucht, in *stoffwirtschaftli-*

cher Hinsicht so jämmerlich versagt. Diese Wirtschaft versteht es nicht, ihre Produkte auf eine Weise herzustellen, daß jene Qualitäten, die für den nachfolgenden Wirtschaftsprozess benötigt werden, als *Produktivität* in diesen schon enthalten sind. Mit Blick auf ihre *physische* Dimension ist diese Wirtschaft nicht nachhaltig.

Innovationsfähigkeiten und Innovationsgeschwindigkeiten des ökonomisch-technischen "Produktionssystems" haben sich in der Industriegesellschaft von den Bedingungen und Zeiten der physischen *Reproduktion* immer mehr losgerissen. Dieser *Riß* zwischen Produktions- und Reproduktionssphäre ist nach meiner Überzeugung die Ursache für jene Phänomene, die als "Umweltprobleme" und als "ökologische Krisen" gedeutet werden, die bei näherer Betrachtung jedoch vielmehr Ausdruck einer dramatischen Krise des *ökonomischen* Systems sind: Der Bruch zwischen einer abstrakten Wertökonomie, die sich ausschließlich über das Geld koordiniert und über den Markt vermittelt, als einer auf dieser (und nur auf dieser) Ebene im besten Sinne nachhaltigen Ökonomie und den sich über physische Prozesse vermittelnden ökonomischen Praxen, ist Ursache der vorherrschenden *nicht* nachhaltigen Wirtschaftsweise. Was physisch in den Prozeß der ökonomischen Nutzung als ein *Verwertungs*prozeß umfassend einbezogen wird, wird zugleich auf der Ebene der ökonomischen *Bewertung* mit derselben Radikalität aus der Sphäre des Ökonomischen wieder ausgeschleudert. Die vielfältigen Produkte und produktiven Leistungen der ökologischen Natur, die in den Wertschöpfungsprozeß physisch internalisiert sind, werden durch die abstrakte ökonomische Bewertungslogik hindurch wertmäßig externalisiert.

Ausgehend von dieser paradoxen Bewertungslogik scheint es rational und vernünftig, diejenigen Anteile an der Erhaltung und Erneuerung des Industriesystems, die dem *ökologischen* Haushalt zuzurechnen sind, *außerhalb* des Ökonomischen zu verorten: Als "Natur" gehen die ökologischen Produkte und Leistungen in die ökonomische Wertrechnung nicht ein. Die Produktivität des Lebendigen wird in der Industriegesellschaft ökonomisch nicht wahrgenommen und nicht wertgeschätzt. Hier gilt die Natur noch immer weitgehend als ein wert- und daher kostenloser "Input" für die Ökonomie - für eine Ökonomie, die ihre Produktivität auf die Faktoren Arbeit, Kapital und "technischer Fortschritt" reduziert. In dieser verkürzten Wahrnehmung hält sich das ökonomische System selbst für die *einzig*e Produktivkraft und glaubt, sich als solche in einem *Gegensatz* zur Natur zu wissen.

Gerade dieser "Gotteskomplex" der Ökonomie¹³⁾ -, der sich Ausdruck verschafft in der Leugnung der Naturbeteiligung am ökonomischen Wertschöpfungsprozeß mit der Konsequenz, daß Übernutzung, Ausbeutung und Zerstörung ökologischer Systeme zu der einzigen *rationalen* Praxis dieses öko-

nomischen Systems wurden (IMMLER 1985 und 1989) und daß diese Praxis schließlich räumlich und zeitlich entgrenzen mußte - hat schließlich dazu geführt, daß die freie, die wilde Natur, weil sie *konstant* gesetzt wurde, verschlissen und schließlich physisch-materiell ausgelöscht worden ist.

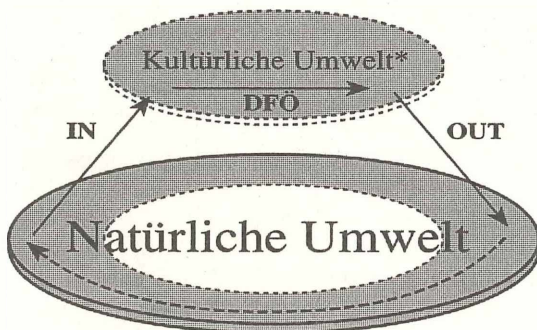
Das ökonomische Denken und Handeln setzt die Natur als das andere, das Äußere von sich - als eine freie, unberührte und in dieser Bedeutung wilde Natur - voraus. *Die wilde Natur ist die Prämisse dieser wild gewordenen Ökonomie.* Als solche aber gilt ihr die ökologische Natur als eine Konstante. Die *Einheit* von Naturproduktivität und Naturprodukt ist dieser ökonomischen Rationalität fremd - ihr wird in der ökonomischen Bewertung kein Raum gegeben. Auf Basis dieser Wertrationalität aber hat sich eine ökonomische *Praxis* ausbilden müssen, die im Effekt ausgerechnet das ausgelöscht hat, was ihr *paradigmatisch* zu einer (unhinterfragten) Voraussetzung geworden war: die freie und in diesem Sinne wilde *Produktivität der Natur* - jener Natur, die der Gesellschaft einmal äußerlich gewesen war.

Das aus dieser paradox zu sich selbst organisierten Ökonomie hervorgegangene Verständnis über das gesellschaftliche Naturverhältnis läßt sich beschreiben an einem Modell, das der Sachverständigenrat für Umweltfragen (SRU) das "Zwei-Schalen-Modell" genannt hat (SRU 1990, 35). Hierin wird das industrieökonomische Naturverhältnis sichtbar und die ihm innewohnende Problematik auch (Abb. 5).

Mit diesem Modell wird das soziokulturelle System mit dem ökonomisch-technischen Teilsystem als ein von der Natur *abgelöstes* System begriffen. Der Entwicklungsprozeß des Industriesystems wird interpretiert als ein fortschreitender Prozeß der Ablösung von der Natur (SRU 1990, 34). Das sozio-ökonomische System vermittelt sich mit dem ökologischen System über *Stoffaustauschprozesse*: Stoffe

werden als *Ressourcen* in den menschlichen Haushalt hineingeholt (Input). Hier werden sie entsprechend der menschlichen Bedürfnisse in Produktion und Konsumtion umgeformt und umgewandelt. Als *Abfälle* werden die Stoffe schließlich in den Stoffhaushalt der ökologischen Natur zurückgegeben (Output). Es ist die Vorstellung von einer *Durchflußökonomie* (DFÖ), die dem sich hierin abbildenden Naturverhältnis zugrunde liegt - genauer: das Selbstverständnis der Wirtschaft als einer Durchflußökonomie bringt dieses gesellschaftliche Naturverhältnis hervor. Als ihr *Spiegelbild* erzeugt diese Ökonomie zugleich eine spezifische Vorstellung von der ökologischen Natur: Jene erscheint als in Quellen- und Senkenfunktion *auseinandergebrochen*. Die "andere Seite" einer als Durchflußökonomie verstandenen und ihre Praxis dementsprechend organisierenden Wirtschaft gerät notwendig zu einer *Doppelnatur*: eine in "Speisekammer" und in "Fäkalengrube" zerfallende - eine *aufgespaltete* Natur. Der ökologische Haushalt ist dieser Ökonomie einerseits ihre *Quelle* - die Quelle, aus der heraus sie sich versorgt. Andererseits gilt die Natur ihr als eine *Senke*, in die hinein sie sich *entsorgt*. Daß Quelle und Senke ein- und dasselbe sind, ist ökonomisch noch unverstanden. Erst dieses Verständnis - das Verständnis von der Einheit der ökologischen Natur, die zugleich Produktivität *und* Produkt zugleich ist - ermöglicht es, ein Verständnis von den Ursachen der sogenannten Umweltprobleme, vom Wesen dieser *zweiten* Wildnis zu entwickeln. Denn in der Durchflußökonomie ist strukturell angelegt, was sich durch die Praxis dieser Ökonomie hindurch auf der physisch-ökologischen Seite mit Notwendigkeit ausbilden mußte und sich jetzt als "ökologische Krise" Ausdruck verschafft hat: Die dem ökonomischen System der Industriegesellschaft eigene *Entsorgungslogik* konterkariert systemisch die *Versorgungsansprüche* desselben ökonomischen Systems. Eine Ökonomie, die sich selbst als *Durchflußökonomie* organisiert und der das Verständnis über den physischen Zusammenhang von Quellen- und Senkenfunktionen der ökologischen Systeme fehlt, läuft zwangsläufig Gefahr, überall dort *Kontraproduktivität* zu erzeugen, wo sie Produktivität in Anspruch nimmt. Und genau dies geschieht - immer umfassender und immer schneller.

Was physisch *Einheit* ist, wird als voneinander losgelöst und unabhängig betrachtet - wie eine mittelalterliche Stadt mit Mauern um sich herum erscheint das Bild, das noch immer die ökonomische Vorstellung vom Naturverhältnis der Gesellschaft prägt. Tatsächlich aber sind die Mauern längst gefallen - die physischen Grenzen zwischen Kultur und Natur sind aufgehoben. Was als "Natur" erscheint, ist schon transformierte, umgeformte Natur und in diesem Sinne ein ökologisches Sozialprodukt. Ein einziges Produkt, das nur in der ökonomischen Logik *zwei Gestalten* annimmt: Ausgehend von dieser Logik sehen wir auf der einen Seite die in Waren und warenförmige Leistungen transformierten Naturstoffe - Stoffe, die als Ressourcen



(*Kulturell-zivilisatorische Umwelt mit dem technisch-industriellen Teilsystem)

Abbildung 5

"Zwei-Schalen-Modell"
(verändert nach SRU 1990, 35)

angeeignet, umgeformt und umgewandelt worden sind, um menschlichen Bedürfnissen zu dienen, und die schließlich dazu bestimmt sind, als Abfälle wieder in den Stoffhaushalt der ökologischen Natur zurückgegeben zu werden. Die andere Seite desselben Produktes erscheint in dieser Logik als eine *"Nebenfolge"*. Als eine *"Nebenfolge"* dieses physisch ökonomischen Transformationsprozesses wird unbewußt ein ganz anderes Naturprodukt mithergestellt. An dieser Stelle entsteht ein Produkt, das nicht willkommen geheißen wird -, das, weil es den sozio-ökonomischen Interessen nicht nur nicht gerecht zu werden vermag, sondern zu diesen gar in Widerspruch gerät, als *"Umweltproblem"* verdrängt und ausgegrenzt wird. Es entsteht der verwilderte Garten. Er entsteht als ein *Kuppelprodukt*, als ein unbewußt hergestelltes und unerwünschtes Produkt der industriellen Produktion. Als *unverständener "Naturgarten"* bildet sich die neue, die *zweite Wildnis* aus.

Und genau diese Wildnis nimmt jetzt Züge an, die *furchterregend* sind - die der Finsternis der Wälder und der Fratzen böser Wölfe an Schrecken nicht mehr nachstehen: In den Körpern von Robben, Eisbären, Walen und Menschen eingelagerte chemische Verbindungen, die von Generation zu Generation weitergegeben werden (COLBURN et al. 1996), Klimaveränderungen in Folge anthropogener Emissionen, die zerstörte Ozonschicht in der Atmosphäre, bis zur Unkenntlichkeit entstellte Ökosysteme, sterbende Tier- und Pflanzenarten - all das sind die Formen, die dieser *"Garten"* schon angenommen hat. Hierin wird sichtbar, in welchem

Umfang die Ökonomie des Industriesystems - weitgehend unbewußt und sicher ungewollt - ein ökologisches Produkt hervorgebracht hat, das sich in der ihm eigenen Wildheit gerade erst zu entfalten begonnen hat.

Ja. Es war die Ignoranz des industrieökonomischen Systems gegenüber der ökologischen Natur als *Quelle* ökonomischer Wertschöpfung, die in der Konsequenz schließlich dazu geführt hat, daß jene sich als *Resultat*, als das physische Ergebnis abstrakter Wertschöpfungsprozesse, *destruktiv* zu verhalten beginnt. Entlang derjenigen Phänomene, die in ihrer Gesamtheit als *"ökologische Krise"* wahrgenommen werden, wird sich die Gesellschaft in einem *negativen* Sinne darüber bewußt, welche ökologische Produktivität ihr ökonomisches System in Anspruch nimmt. Nur über den Umweg der *Wahrnehmung von Kontraproduktivität* beginnen die Industriegesellschaften jetzt damit, sich über die von ihnen genutzte *ökologische Produktivität* Gewißheit verschaffen zu wollen. Die ökologische Natur, die dieser Gesellschaft am Ende ihrer stoffwirtschaftlichen Prozesse zu einer *Senke* geworden ist, wird zunehmend in ihrer Eigenschaft, künftig wieder *Quelle* zu werden - also Grundlage künftiger Wertschöpfungsprozesse zu sein - erkannt. Dieser Erkenntnisprozeß hat mit der sogenannten *"Umweltkrise"* - mit der Entwicklung kontraproduktiver Naturleistungen begonnen. Und er kommt in derselben Geschwindigkeit voran, wie die Vernichtung der produktiven Naturleistungen weiter voranschreitet. Er wird - so ist zu befürchten - noch lange nicht abgeschlossen sein.



Abbildung 6

Zerstörter Tropenwald (Quelle: FRITZLER 1997, 33)

Auf welche Weise aber begegnet die Industriegesellschaft der von ihr hervorgebrachten neuen, zweiten Wildnis? Nun, paradoxerweise genau so, als hätte sie es mit der *(ersten) Wildnis - also mit einer ihr äußeren Erscheinung* - zu tun: Wilde Naturen sind gefährlich, und Gefahren gilt es abzuwehren. Unter dem Paradigma der "Gefahrenabwehr" hat die Industriegesellschaft ein Politik- und Rechtssystem mit Namen *Umweltschutz* eingerichtet - ein System, das sich fest im *Gegensatz* Natur versus Kultur etabliert hat, aber *umgekehrt* agiert: Nicht die Menschen sollen hiermit vor den von der wilden Natur ausgehenden Gefahren geschützt werden, sondern die Natur - so entstellt sie auch sein mag - soll vor der menschlichen Wirtschaft und ihren Folgen geschützt werden.

5. Verankert im Gegensatz Natur versus Kultur und gescheitert: das Konzept Umweltschutz

An der Aufgabe, die Umweltprobleme zu *lösen*, ist das industriegesellschaftliche Projekt "Umweltschutz" gescheitert. Statt dessen hat es in professioneller Weise dazu beigetragen, die ökologischen Probleme weiter zu verdrängen und sie zu *verlagern* - und zwar auf drei Ebenen:

zwischen den Umweltmedien (Boden, Wasser und Luft),
im Raum und
in der Zeit (ausführl. HOFMEISTER 1998, 88 ff.).

Indem die Konzeption des Umweltschutzes den Blick auf das einzelne *Umweltmedium* und nicht auf den ökologischen Haushalt als Ganzen richtet, hat es unter dem Etikett einer "Luft- und Gewässerreinhaltepolitik" wesentlich dazu beigetragen, das Abfallproblem zu vergrößern. Dasselbe Phänomen läßt sich auch in bezug auf die räumliche Dimension beschreiben: Auch im *Raum* werden im Namen des "Umweltschutzes" ökologische Probleme verlagert - nicht nur im globalen, sondern ebenso im nationalen und regionalen Maßstab: Die Aufspaltung des *Wirtschaftsraumes* hat zu einer Zerschneidung des sozial-kulturellen *Lebensraumes* und zu einer Zerstückelung des *Naturraumes* in belastete und in anscheinend "geschützte" Gebiete geführt. Eine auf Verlagerung im Raum gerichtete Konzeption aber steht in Widerspruch zu dem, was wir über ökologische Prozesse schon wissen: Werden an einem Ort Veränderungen der Ökosysteme in Gang gesetzt, so können die Folgen derselben Veränderungen an einem ganz anderen Ort - ja, sogar am entgegengesetzten Ende der Welt - wirksam werden. Umweltprobleme treten typischerweise räumlich verschoben auf. Dasselbe läßt sich für die zeitliche Dimension von Umweltproblemen sagen: Anthropogene Verursachungsmomente und ökologische Wirkungen treten typischerweise auch zeitlich versetzt auf. Und doch ist die Verlagerung der Umweltprobleme in der *Zeit* ein strukturelles Merkmal des Umweltschutzkonzeptes. Auch die Umweltschutzindustrie

verzehrt Ressourcen und produziert Abfälle. Abfallproduktion aber bedeutet grundsätzlich eine mehr oder weniger bewußte Verlagerung der von den *Abfallstoffen* ausgehenden ökologischen Wirkungen in der Zeit: eine Problemverschiebung zwischen den Generationen. Es werden unsere Enkel und Urenkel sein, die sich mit den von uns produzierten Stoffen und deren Wirkungen auseinandersetzen müssen.

Das Politikkonzept *Umweltschutz* ist an die Stelle getreten, die in der Ökonomie des Industriesystems "leer" geblieben ist: an die Stelle von *Wiederherstellung* und *Erneuerung* der physischen und ökologischen Grundlagen des ökonomischen Handelns. Weil es jedoch - wie das ökonomische System auch - in der Logik des *Gegensatzes* Natur versus Kultur verankert ist, muß dieses Konzept im Effekt wirkungslos bleiben.

In der Rationalität des Umwelt- und Naturschutzes wird die ökologische Natur zuerst als ein *restriktiver* Faktor menschlichen Wirtschaftens betrachtet: Aus diesem Blickwinkel kommt es darauf an, die *Grenzen* der Natur abzustecken und sie zu achten. Die Wirtschaft soll nach diesem Programm in das ihr anscheinend äußere, übergeordnete ökologische System (wieder) *eingebettet* werden. Damit wird in der Rationalität des Umweltschutzes - wie in der ökonomischen Logik auch - die *Verbindung* von Naturproduktivität und Naturprodukt geleugnet. Ausgehend von dem Paradigma des Gegensatzes Natur versus Kultur stellen sich die Fragen an die ökologischen Wissenschaften immer wieder als Fragen nach den Grenzen der Natur. Diese Fragen aber sind falsch gestellt. Sie können nicht beantwortet werden - wohl auch deswegen nicht, weil es die "unbescholtene", "unberührte" Ur-Natur, die uns noch wissen lassen *könnte*, wie sie "wirklich" beschaffen ist und wie sie "wirklich" bewahrt werden will, schon nicht mehr gibt. Und wenn es sie gäbe: Sie würde ihre Geheimnisse hüten - sie würde sie in der Finsternis der Wälder zu bewahren und wilden Gestalten zu verklären wissen ...

Die unbeabsichtigte *Partnerschaft* zwischen ökonomischem Denken und der Rationalität des Umweltschutzes beruht darauf, daß *beide* darauf spezialisiert sind, das jeweils andere bändigen und beherrschen zu wollen: Glaubt das industrieökonomische System nach wie vor, es hätte seine Erfolge nur dadurch erzielt, daß es die Natur immer weiter zurückzudrängen, sie zu bändigen und zu beherrschen verstanden hat, glauben umgekehrt auch die Vertreter des Umwelt- und Naturschutzes, die Industrie und ihre Kuppelprodukte - zumindest partiell - noch zurückdrängen und bändigen zu können. Beide setzen sich in Gegensatz zueinander - betrachten sich jeweils als das andere, Fremde, Äußere, das es in Schranken zu weisen und zu kontrollieren gälte. In der Logik des *Gegensatzes* Natur versus Kultur sind Ökonomie und Umweltschutz eng miteinander verbunden - *sie sind Verbündete* auch dann, wenn sie glauben, den heftigsten Streit auszutragen.

Doch die verzweifelte Praxis des Umwelt- und Naturschutzes und ihre vergleichsweise kargen "Eroberungen" werfen ein ganz anderes Licht auf das Dilemma der Industriegesellschaft: Auch die neue, in Gestalt von Umweltproblemen und Katastrophen daher kommende, *zweite* Wildnis läßt sich nicht zurückdrängen. Sie läßt sich noch nicht einmal bändigen. Und sie läßt sich nicht beherrschen. Aus den im Namen des Umweltschutzes vollzogenen Stoff- und Energieumwandlungsprozessen gehen wieder "Nebenfolgen" hervor - Folgen, die unerwünscht und sogar kontraproduktiv sind: *neue* Formen des wilden Gartens. Die Umweltschutzindustrie ist keine umweltfreundliche Industrie - ganz im Gegenteil. Auch die im Namen des Umweltschutzes zu einem erfolgreichen Industriezweig herangewachsene Abfallwirtschaft verzehrt Naturressourcen und produziert (neben den häufig sinn- und geschmacklosen "Recyclingprodukten", die sie hervorbringt) wieder Abfälle. Abfallproduktion ist die Voraussetzung und die Folge dieses Industriezweigs. Das Politikkonzept Umweltschutz verlängert auf diese Weise die Kette der ökonomischen Umwandlungsprozesse immer weiter nach hinten, ohne daß dabei ein physisches Resultat entsteht, das *zukunfts*fähig wäre - zukunfts-fähig in dem Sinne, das es physische und ökologische Produktivität für künftige Wirtschaftsprozesse schon mitbringt.

Hinter unseren Rücken, ganz und gar unverstanden ist durch den Prozeß der industriellen Entwicklung hindurch aus der wilden Natur - die das andere, das Gegenüber zur menschlichen Gesellschaft gewesen war - ein Garten *gewachsen* - ein Garten, dessen Wildheit die Schrecken der (ersten) Wildnis bei weitem zu übertreffen droht. Weil die Grenze zwischen "innen" und "außen" - zwischen Kultur und Natur - nicht erkannt oder auch nicht beachtet worden ist, ist diese Grenze gebrochen, ein für allemal. Jenseits des *Prinzips "Stadt"* gibt es jetzt nichts mehr. Dieses Prinzip hat das Ganze der Natur zu einem "Garten" gemacht. Ein Garten allerdings, der jetzt in einem jämmerlichen Zustand ist - ein Garten, dessen Pflege, die dringend geboten ist, wir noch immer nicht übernehmen wollen. Der Versuch, diesen verwilderten Garten ausgerechnet dadurch berechenbar und beherrschbar machen zu wollen, daß wir ihn vor den "Gärtnern" und "Gärtnerinnen" zu *schützen* suchen, ist verankert in derselben Logik, die diesen Garten hervorgebracht hat. Dieser Versuch muß notwendig scheitern. Jetzt gilt statt dessen, Abschied zu nehmen vom Gegensatz Natur versus Kultur und sich mit der uns als unser eigenes Produkt anvertrauten Natur *vertraut zu machen* - sie anzunehmen, um sie schließlich *fürsorgend* und *vorsorgend* bewirtschaften zu können. Es gilt, Nutzung, Pflege und Erhaltung der Natur als einen einzigen, verbundenen und ineinander wirkenden Prozeß zu organisieren.

Wir haben ein Naturprodukt hervorgebracht, das wir so nicht gewollt haben. Dieses ökologische Produkt, das die Industriegesellschaft hinterläßt, ist jetzt nicht mehr begrenzt - weder im Raum noch

in der Zeit. Es ist ein *globales* Produkt. Und es ist als ein evolutiver Prozeß *irreversibel* geworden. Nun wird es entscheidend darauf ankommen, sich dieses Produktes endlich anzunehmen, damit sich ein *neues* gesellschaftliches Naturverhältnis zu entfalten vermag. Doch wie könnten wir uns unseres Gartens, der vor unseren Augen immer ausladender verwildert, der uns mit seinen immer bedrohlicher werdenden Zügen erschrickt, als "Gärtnerinnen" und "Gärtner" annehmen? Wie könnten dieselben Wirtschaftssubjekte, die die letzten Jahrhunderte darauf verwendet haben, die Organisation ihrer Ernten immer weiter zu perfektionieren, es jetzt lernen, künftige Ernten auch sorgsam vorzubereiten? Auf welche Weise also könnten wir zu einem *neuen* Verhältnis zu unserer wild gewordenen Natur - zu einer *nachhaltigen Wirtschaftsweise in der Verbindung mit der Natur* - finden?

6. Ausblick:

Die Kunst, das Wilde zu "zähmen"

Diese Fragen werde ich hier nicht beantworten können. Doch ich möchte einen Weg vorschlagen, der zu einer möglichen Antwort führen könnte - einen Weg, den ich allerdings nicht in einem ökonomischen Lehrbuch, sondern in einem Märchenbuch gefunden habe. Weil die Geschichten im Märchen (meist) zu einem guten Ende führen, läßt sich das Wilde hier nämlich *zähmen*. Schauen wir, wie es SAINT-EXUPÉRY'S "Kleinem Prinzen" erging, als er einem wilden Tier begegnete: dem gewitzten, schlauen "Wilden" - derselbe, der sich jetzt in Zürich, in Konstanz, in Berlin und anderswo auf seine ganz unwiderstehliche Art mit uns bekannt zu machen sucht¹⁴⁾:

"'Guten Tag', sagte der Fuchs.

'Guten Tag', antwortete höflich der kleine Prinz, der sich umdrehte, aber nichts sah.

'Ich bin da', sagte die Stimme, 'unter dem Apfelbaum ...

'Wer bist Du?', sagte der kleine Prinz. 'Du bist sehr hübsch

'Ich bin ein Fuchs', sagte der Fuchs.

'Komm und spiel mit mir', schlug ihm der kleine Prinz vor. (...)

'Ich kann nicht mit Dir spielen', sagte der Fuchs.

'Ich bin noch nicht gezähmt!'

'Ah, Verzeihung!', sagte der kleine Prinz. Aber nach einiger Überlegung fügte er hinzu: 'Was bedeutet zähmen?' (...)

'Zähmen, das ist eine in Vergessenheit geratene Sache', sagte der Fuchs. Es bedeutet 'sich vertraut machen'

'Vertraut machen?'

'Gewiß', sagte der Fuchs. 'Noch bist du für mich nichts als ein kleiner Junge, der hunderttausend kleinen Jungen völlig gleicht. Ich brauche dich nicht, und du brauchst mich ebensowenig. Ich bin für dich nur ein Fuchs, der hunderttausend Füchsen gleicht. Aber wenn du mich zähmst, werden wir einander brauchen. Du wirst für mich einzig sein in

der Welt. Ich werde für dich einzig sein in der Welt. 'Ich beginne zu verstehen', sagte der kleine Prinz. 'Es gibt eine Blume ich glaube, sie hat mich gezähmt

'Das ist möglich', sagte der Fuchs. ' (...) Der Fuchs verstummte und schaute den kleinen Prinzen lange an. 'Bitte ... zähme mich!', sagte er.

'Ich möchte wohl', antwortete der kleine Prinz, 'aber ich habe nicht viel Zeit. Ich muß viele Dinge kennenlernen.

'Man kennt nur die Dinge, die man zähmt', sagte der Fuchs. 'Die Menschen haben keine Zeit mehr, irgend etwas kennenzulernen. Sie kaufen alles fertig in den Geschäften. (...) Wenn du (mich kennenlernen) willst, so zähme mich!'

'Was muß ich da tun?' sagte der kleine Prinz.

'Du mußt sehr geduldig sein', antwortete der Fuchs. Du setzt dich zuerst ein wenig abseits von mir ins Gras. Ich werde dich so verstohlen aus dem Augenwinkel anschauen, und du wirst nichts sagen. (...) jeden Tag wirst du dich ein bißchen näher setzen können ' (...)

So machte denn der kleine Prinz den Fuchs mit sich vertraut."

(Antoine de SAINT-EXUPÉRY 1992, 90-95)

Wenn Zähmen also bedeutet: "Sich-miteinander-vertraut-machen", so müssen wir wohl eingestehen, daß wir es durch die Entwicklung des industriellen Naturverhältnisses hindurch versäumt haben, die wilde Natur zu zähmen. Denn die Natur zähmen, wie der "Kleine Prinz" den Fuchs zähmt, bedeutet auch, sich zähmen lassen, wie der "Kleine Prinz" sich von seiner Blume zähmen läßt. Es bedeutet: den Ort in der Natur einnehmen, um sich der Verantwortung ihr gegenüber stellen zu können. "Sich-Vertraut-Machen" ist also gerade *kein einseitiger*, sondern ein *wechselseitiger* Prozeß - ein Prozeß, der auf das *Besondere* und nicht auf das Abstrakte - der auf das *Unersetzbare* gerichtet ist. Und dieser Prozeß braucht *Zeit*.

Wir dagegen haben statt dessen alles getan, die wilde Natur zu *verdrängen*. Wir haben versucht, sie zu beherrschen, und wir haben sie getötet. Auf diese Weise haben wir sie als das *andere* von uns wohl ausgelöscht. Doch indem wir die Wildnis *draußen* zu verbannen suchten, haben wir zugleich *drinnen* eine Wildnis geschaffen - eine *zweite Wildnis*, die sich anschickt, jetzt radikal zerstörerisch zu werden. Als *unverstandene* Macht beginnt sie, eine destruktive Kraft auszubilden und diese gegen uns - gegen das soziale und ökonomische "Haus" zu richten.

Im "wirklichen Leben" hat die Geschichte einen anderen Verlauf genommen: Anders als SAINT-EXUPÉRY'S "Kleiner Prinz" haben die "Prinzen" *nicht* gelernt zu zähmen. Aus diesem Grund sind sie jetzt in eine schwierige Lage geraten: Nachdem die "kleinen Prinzen" groß geworden sind, beginnen sie zu begreifen, daß die Füchse, die sie in den letzten zweihundert Jahren herangezogen haben, darauf spezialisiert sind, ausgerechnet *Prinzen* zu fressen.

Es wird daher nicht einfach werden, sich mit den neuen Wilden, mit den "Stadtfüchsen" vertraut zu machen ...

Doch gerade in dieser Situation kommt es darauf an, sich dieser "in Vergessenheit geratenen Sache" zu erinnern - die Kunst des "Zähmens" wieder zu erlernen: Denn die neue Spezies der Prinzen fressenden Füchse wird sich nur dann zähmen lassen, wenn es gelingt, die *Prinzen* zu zähmen. Diese nämlich glauben noch immer, ihre vermeintlich äußere, als *Um-Welt* mißverständene Natur im Zaum zu halten - sie kontrollieren, gestalten und managen zu können. Auf diese Weise glauben sie, könnten sie das auch neue Wilde - die *zweite Wildnis* - bändigen. Doch, das sollten sie aus der Geschichte der Industriemoderne gelernt haben: Wer das Wilde bändigen will, wird es im Effekt *wilder* machen. Jetzt ist es an der Zeit, das Wilde anzuerkennen, es *da-sein* zu lassen. Wir werden vor allem geduldiger werden müssen im Umgang mit ihm und sind daher gut beraten, uns "ein wenig abseits ins Gras zu setzen" und es uns zunächst " verstohlen aus den Augenwinkeln anzuschauen" Eines Tages werden wir uns vielleicht ein bißchen näher setzen können ...

Anmerkungen:

1) Der vorliegende Beitrag basiert auf einem Vortrag der Verfasserin im Rahmen der Tagung "Schön wild sollte es sein... Wertschätzung und ökonomische Bedeutung von Wildnis" am 16. November 1998 in St. Oswald, Nationalpark Bayerischer Wald. Eine Kurzfassung ist erschienen in: Politische Ökologie Nr. 59/1999, 27-28. Ich danke den Herausgebern für die freundliche Genehmigung des Vorabdrucks. Wesentliche Anregungen zu den hier dargelegten Überlegungen verdanke ich den Gesprächen mit Hans IMMLER. Martin HELD hat das Erstmanuskript gegengelesen, sorgfältig redigiert und wesentlich zur "Zähmung" noch wilder Gedanken beigetragen. Ihnen beiden gilt mein besonderer Dank.

2) Vgl. Feng GAO et al. 1999, 346-441 und Robin WEISS, Richard W. WRANGHAM 1999, 385-386.

3) DER TAGESSPIEGEL vom 02.02.1999

4) FOCUS Nr. 5/1999, 210

5) Peter HOEG 1997, 95

6) Während ich hier den Begriff "Garten" als eine Metapher verwende, zeigt Rolf HAUBL (in diesem Band), daß Gärten in ihrer jeweiligen historischen Gestalt Ausdruck spezifischer gesellschaftlicher Naturverhältnisse sind. (Zur Konzeption "gesellschaftliche Naturverhältnisse" vgl. Peter WEHLING 1997, 44 ff.)

7) Mit Blick auf die von Wildnis ausgehende Faszination auf Menschen - die "Angstlust" des Wildniserlebens (vgl. Rolf HAUBL i. d. Bd.) - steht die *zweite* Wildnis der "ersten" offenbar nicht nach. Auch von "Umweltschäden" und "ökologischen Katastrophen" geht unübersehbar eine Anziehungskraft aus: Während die Entwicklung der Borkenkäferflächen im Nationalpark Bayerischer Wald auf die Einheimischen bedrohlich wirkt, gilt dies für die Besucher des Nationalparks gerade nicht (NATIONALPARK BAYERISCHER WALD o.J.). Die Hochwasser-

katastrophe an der Oder im Sommer 1997 zog sogar massenhaft Schaulustige an.

8) *"Wilderness has a deceptive concreteness at first glance. The difficulty is, that while the word is a noun, it acts like an adjective. There is no specific material object that is wilderness."* Roderick NASH (1982, 2), zitiert nach Beate JESSEL 1997, 9.

9) Vgl. ausführlich Martin HELD (1999a) in diesem Band.

10) Nach der Definition der IUCN (International Union for Conservation of Nature and Natural Resources) wird unter der Schutzkategorie Wildnisgebiet ein " großes, unverändertes oder nur leicht verändertes Land- und/oder Meeresgebiet (verstanden), das seinen natürlichen Charakter und Einfluß bewahrt hat, nicht ständig oder nur unwesentlich bewohnt ist sowie geschützt ist und management untersteht, um seinen natürlichen Zustand zu bewahren" (zitiert nach Beate JESSEL 1997, 13). Der Schutz von "Wildnisgebieten" unterliegt naturwissenschaftlichen Zielen (wissenschaftliche Beobachtung, Forschung), utilitaristischen Zielen (Erhalt von "Umweltdienstleistungen") und ethischen Zielsetzungen (Beate JESSEL 1997, 11).

11) Vgl. ausführlich Hans IMMLER und Sabine HOFMEISTER 1998: Für eine nachhaltig wirtschaftende Gesellschaft wird die Protektion zu einem Basisinstrument, weil nur dadurch, daß auf eine direkte ökonomische Nutzung von Naturprozessen in räumlicher und zeitlicher Dimension auch verzichtet wird, die für das Gelingen der physisch ökonomischen Reproduktion erforderliche Beobachtung koevolutiver Entwicklungsprozesse gewährleistet werden kann.

12) Zum Begriff der Naturkonstanz und zu ihrer Bedeutung für die ökonomische Wissenschaft vgl. Hans IMMLER 1985. Naturkonstanz - das *Konstant-Setzen* der Natur - geht dem Naturverständnis der modernen Ökonomie, das Michalis S. SKOURTOS).

13) Mit dieser Formulierung knüpfe ich an den Beitrag von Rolf HAUBL (in diesem Band), der den Begriff "Gotteskomplex" mit Verweis auf Horst Eberhard RICHTER (1979) hiermit in die Diskussion um Wildnis einführt. Voraussetzung für die Ausbildung und die Dominanz der abstrakten Wertrationalität der Ökonomie ist das "cartesiansche Weltbild": die Trennung von Geist und Natur, von Subjekt und Objekt.

14) Vgl. zu den "neuen" Stadtfüchsen: DIE ZEIT Nr. 46 vom 05.11.1998.

Literatur

COLBURN, Theo; Dianne DUMANOWSKI & John PETERSEN MYERS (1996): Die bedrohte Zukunft. Gefährden wir unsere Fruchtbarkeit und Überlebensfähigkeit? München: Droemer Knaur.

DIE ZEIT, Nr. 46 vom 05. 11. 1998: *Stadtbummel*. Der Fuchs hat genug vom Landleben. Er macht es sich in den urbanen Zentren gemütlich (von Astrid Dähn), 43.

FRITZLER, Marc (1997): Ökologie und Umweltpolitik. - Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn.

GAO, Feng et al. (1999):

Origin of HIV-1 in the chimpanzee *Pan troglodytes* troglodytes. - In: Nature 397, 4 February 1999, 436-441.

HAUBL, Rolf (1999):

Angst vor der Wildnis. An den Grenzen der Zivilisation (in diesem Band).

HELD, Martin (1999a):

Wildnis ist integraler Bestandteil der nachhaltigen Entwicklung. Naturdynamik zulassen - Kultur der Wildnis fördern. - Laufener Seminarbeiträge 2/99, 93-104.

— (1999b):

"Der Verwilderte Garten" Kommentar (unveröff.).

HOEG, Peter (1997):

Die Frau und der Affe. Roman. Frankfurt am Main und Wien: Lizenzausgabe der Büchergilde Gutenberg mit Genehmigung des Carl Hanser Verlags: München und Wien (1997).

HARRISON, Robert, Pogue (1992):

Wälder. Ursprung und Spiegel der Kultur. München und Wien: Carl Hanser Verlag.

HÖNSCH, Fritz et al. (1986):

Bürgerliche Konzeptionen der regionalen Entwicklung. Gotha: VEB Hermann Haack.

HOFMEISTER, Sabine (1998):

Von der Abfallwirtschaft zur ökologischen Stoffwirtschaft. Wege zu einer Ökonomie der Reproduktion, Opladen: Westdeutscher Verlag.

HOLLING, C. S. (1978):

Myths of Ecological Stability. Resilience and the Problem of Failure. In: SMART, C.F., STANTBURY, W.T. (eds.), Studies on Crisis Management. Toronto: Butterworth & Co. (Canada) Ltd.

IMMLER, Hans (1985):

Natur in der ökonomischen Theorie. Opladen: Westdeutscher Verlag.

— (1989):

Vom Wert der Natur. Zur ökologischen Reform von Wirtschaft und Gesellschaft. Opladen: Westdeutscher Verlag.

IMMLER, Hans & Sabine HOFMEISTER (1998):

Natur als Grundlage und Ziel der Wirtschaft. Grundzüge einer Ökonomie der Reproduktion. Opladen: Westdeutscher Verlag.

JESSEL, Beate (1997):

Wildnis als Kulturaufgabe? Nur scheinbar ein Widerspruch! Zur Bedeutung des Wildnisgedankens für die Naturschutzarbeit. - In: Laufener Seminarbeiträge 1/97, 9-20.

NASH, Roderick (1982):

Wilderness and the American Mind (3rd edition). New Haven/London: Yale University Press. (zitiert nach JESSEL, Beate 1997).

NATIONALPARKVERWALTUNG BAYERISCHER WALD (1998):

Nationalparkplan (Entwurf; Stand: November 1998). Grafenau.

—— (o.J.):

Wald im Wandel. Waldwildnis. Information Nationalpark (Informationsblatt).

RICHTER, Horst Eberhard (1979):

Der Gotteskomplex. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt. (zitiert nach HAUBL, Rolf 1999).

SAINT-EXUPÉRY, Antoine (1992):

Der Kleine Prinz. Düsseldorf: Karl Rauch Verlag

SKOURTOS, Michalis S. (1994):

Vom Oikos zur Ressource. Entwicklung der Naturwahrnehmung in der Wirtschaftswissenschaft. In: BIERVERT, B., HELD, M. (Hg.), Das Naturverständnis der Ökonomik. Beiträge zur Ethikdebatte in den Wirtschaftswissenschaften. Frankfurt am Main/ New York: Campus, 31-53.

SRU (Der Rat von Sachverständigen für Umweltfragen) (1990):

Abfallwirtschaft. Sondergutachten September 1990, Stuttgart: Metzler-Poeschel (1991).

von THÜNEN, Johann Heinrich (1826/1966):

Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie. 1. Auflage: Berlin. Nachdruck: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

WEISS, Robin & Richard, W. WRANGHAM (1999):

From Pan to pandemic. - In: *Nature* 397, 4 February 1999, p. 385-386.

WEHLING, Peter (1997):

Sustainable Development. Eine Provokation für die Soziologie. - In: Brandt, Karl W. (Hg.), Nachhaltige Entwicklung - eine Herausforderung an die Soziologie, Opladen: Leske + Budrich, 35-50.

Anschrift der Verfasserin:

Prof. Dr. Sabine Hofmeister

Universität Lüneburg

Fachbereich Umweltwissenschaften

Scharnhorststr. 1

D-21335 Lüneburg

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Laufener Spezialbeiträge und Laufener Seminarbeiträge \(LSB\)](#)

Jahr/Year: 1999

Band/Volume: [2_1999](#)

Autor(en)/Author(s): Hofmeister Sabine

Artikel/Article: [Der "verwilderte Garten" als zweite Wildnis - Abschied vom Gegensatz Natur versus Kultur 15-27](#)